

dtv

Witzig, tiefgründig und voller Ironie portraitiert dieses Buch eine faszinierende und legendäre Gestalt. Norberto Fuentes stellt vor allem den Menschen Fidel Castro und dessen Beweggründe dar, doch auch über die kubanische Geschichte wird der Leser in diesem Buch umfassend informiert.

«Fuentes liefert ein hintergründiges Bild. Es entlarvt den Kubaner und läßt dennoch seine Faszination gelten.» *Die Tageszeitung*  
«... stilsicher geschrieben, spannend erzählt, hervorragend durchkomponiert und großartig auf Deutsch übersetzt.» *Die Weltwoche*  
«... spannend geschrieben, eben von einem großen Erzähler und Meister der spanischen Literatursprache.» *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

*Norberto Fuentes*, geboren 1943, war ein enger Freund Fidel Castros. Er wurde vielfach von Castro geehrt und fungierte als Botschafter, später stellte ihn Castro allerdings unter Polizeiüberwachung. Fuentes lebt heute in den USA. Für sein literarisches Werk erhielt er den «Casa de Americas Award», eine der höchsten literarischen Auszeichnungen Lateinamerikas.

Norberto Fuentes

DIE AUTOBIOGRAPHIE DES  
**Fidel Castro**

Für die deutsche Ausgabe eingerichtet  
und aus dem Spanischen übertragen  
von Thomas Schultz

Mit 26 Abbildungen

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die deutsche Ausgabe basiert auf einer  
vom Autor autorisierten gekürzten Version.

Sofern nicht anders angegeben, stammen die Abbildungen  
aus dem Archiv des Autors.

Mai 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH Co. KG,  
München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© Norberto Fuentes 2004, 2006

© der deutschsprachigen Ausgabe:

Verlag C.H. Beck oHG, München 2006

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Kathrin Hörmann

unter Verwendung eines Motivs von

Elliott Erwitt/Magnum Photos/Agentur Focus

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34495-1

---

## Inhalt

---

- I. Die Auguststürme 7
- II. Ein Gemach im Gras 27
- III. Die stete Undurchsichtigkeit der Mauern 79
- IV. Niemand stirbt am Vorabend 116
- V. Staat und Revolution 175
- VI. Eine Militärorganisation mit einem guten  
Propagandaapparat 211
- VII. Die Macht vor ihrem Antritt 250
- VIII. Havanna, zum letzten Mal 293
- IX. Die Wälder bewegen sich 319
- X. Wie der Stahl gehärtet wurde 325
- XI. Die Nomaden und die Nacht 345
- XII. Die Republik und ihr Kapital sind meine Stiefel 421
- XIII. Die Republik vom Galgen aus 434
- XIV. Wie verwaist ist die Niederlage? 474
- XV. Der Tag davor 573
- XVI. Die ganze Nacht Vögel vorbeiziehen hören 597
- XVII. Sieg in Afrika, Niederlage im Kreml 613
- XVIII. Eines Tages ging die Sonne nicht mehr auf 628
- XIX. Der Schlüssel liegt in Dallas 650

XX. Die Nacht senkt sich über La Plata Alta 660

Mein Testament 672

ANHANG

Alle meine Freunde sterben 673

Bibliografie 685

Eine (Schluss-) Bemerkung am Rande 719

Lebensdaten des Fidel Alejandro Castro Ruz 721

Personenregister 746

---

## I. Die Auguststürme

---

### *Aller Ruhm der Welt*

Die drei Bücher, die ein Freund mir als Muster mitgebracht hat, *Die Autobiographie der Alice B. Toklas* von Gertrude Stein, *Ich zähmte die Wölfin* von Marguerite Yourcenar und die Memoiren von Benvenuto Cellini, sind letztlich allesamt literarische Deutungen, künstliche Lösungen für drei verschiedene Typen von Memoiren; die beiden Ersteren in ihrer Art, wie sie die Wirklichkeit angehen, und das Letztere insofern, als Cellini angeblich alles oder fast alles erfunden hat. Eigentlich muss in meinem Fall – aus bekannten Gründen – nicht viel hinzuerfunden werden, um den Leser zu fesseln. Nachdem ich mich lange aus der Sicht von Autoren betrachten durfte, die mein Leben erforscht und entsprechende Abhandlungen darüber verfasst haben – die Biografien über meine Person gehen in die Hunderte –, bietet sich mir mit dem gegenwärtigen Buch die Gelegenheit, mich aus meiner Sicht wahrzunehmen. Ich selbst als Gegenstand meiner Untersuchung. Und es fehlt mir nicht an brauchbarem Stoff, der allerdings, das muss ich Ihnen gestehen, nicht immer nur ein vorteilhaftes Licht auf meine Person und mein Verhalten wirft. Es erübrigt sich, hier zu wiederholen, was ich bereits in meinen Reden gesagt habe: Ich habe eine hohe Meinung von mir, wie wohl jeder Mensch, sofern er nicht psychisch krank ist. Dennoch habe ich mich nicht davor gescheut, aus der Unzahl meiner Erlebnisse auch Einzelheiten zu Tage zu fördern, die lächerlich oder gar tadelnswert erscheinen mögen. Letzten Endes – das habe ich beim Schreiben gelernt – tragen diese negativen Details zu einer differenzierteren Darstellung bei; sie

überzeugen nicht nur den Leser von der Glaubwürdigkeit der Geschehnisse, sondern lassen den Protagonisten auch noch sympathischer erscheinen. Darf ich Ihnen vorab ein Beispiel nennen? Nehmen wir doch jenen Tag, als ich empört und voller Wut gegen mich selbst aufbegehrte, weil ich im Traum eine ausgezeichnete *Cohiba* ganz zu Ende geraucht hatte. Und zwar mit Genuss! Das geschah, zwei oder drei Jahre nachdem ich das Rauchen aufgegeben und dies jedem Journalisten verkündet hatte, der in Havanna Station machte. Ich glaube, niemand ist je so hart und unnachsichtig mit sich ins Gericht gegangen wie ich an diesem Morgen voller stummer Vorwürfe, der mich in einem ersten Schritt bewog, die Steuer auf Zigaretten und Zigarren zu verdoppeln, mit dem Ziel, unsere Bevölkerung vom Rauchen abzuhalten.

Die Originalfassung der *Autobiographie* wurde ab und zu auch auf einem Computer oder Laptop geschrieben, aber meistens in althergebrachter Weise mit dem Federhalter, der wie von selbst über die herrliche Oberfläche des mir allein vorbehaltenen Präsidentenpapiers gleitet. Ich habe entdeckt, wie wunderbar ich die Zeit auf den internationalen politischen Streifzügen an Bord meiner alten, gediegenen Iljuschin-62 nutzen kann und wie überaus produktiv ihre Speiseklapptische zu verwenden sind, während ich diese Zeilen schreibe, und so lasse ich mich auf den verschlungenen Pfaden meiner Erinnerungen dahintreiben. Als Inspirationsquelle nutze ich sogar das Geräusch der vier großartigen Turbofan-Triebwerke vom Typ Solowjew D-30KV, die mit gleichmäßigem metallenen Surren die Lüfte durchpflügen, und während ich in meinem schon beachtlichen Alter von Havanna aus zu irgendeinem meiner ehemaligen eroberten Territorien unterwegs bin oder zu einem Ort, wo ich einst als Held gefeiert und begrüßt wurde, in Afrika, Asien oder Amerika, und während beim Schreiben Gedächtnis und Wörter zueinander finden – ein Gedächtnis, das mir unentwegt die Vergangenheit zuträgt und darauf drängt, sie auf dem Bildschirm oder dem Papier voranzutreiben –, bewege ich mich auf jene alten Schauplätze zu, die mir nicht mehr gehören und an denen der alte, bewährte Held, der ich nunmehr bin, wie ein Kuriosum von jungen Präsidenten und Würdenträgern empfangen wird, die mir freundlich an ihrem Arm die Gangway hinunter-



helfen und mich über das Rollfeld bis an die Stelle geleiten, wo Militärkapelle, Ehrenformation, Botschafter, Fahnen und Blumen auf mich warten. Ich werfe einen letzten Blick zurück ins Innere meines Flugzeugs und betrachte den Klapp Tisch, wo ich vorübergehend meinen Laptop oder meinen Stoß Blätter zurückgelassen habe, den der aufmerksame Sekretär Chomi sogleich aufräumt und in seinem Aktenkoffer sicher verwahrt. Drei, vier Tage lang offizielle Termine, einige geistreiche Bemerkungen an die Journalisten, aus dem Stegreif zusammengesuchte Sätze der Bewunderung und Achtung für die Gastgeber und ihr Land, und all diese Zeit über werde ich mich verzweifelt danach sehnen, die Arbeit an meinem unterbrochenen Werk wieder aufzunehmen: das Einzige, was ich jetzt tun sollte, mit allem Nötigen versorgt, sogar mit einem Schal und in Reichweite ein dampfender Tee ohne Zucker; zu wissen, dass er dort auf einen wartet, ein treuer Begleiter, den man in kleinen Schlucken genießen und nachbestellen kann, wann immer man will, während man weiterarbeitet, weiterschreibt.

In dieser Art Einführung, die erläutern soll, was mich zur Niederschrift meiner Memoiren bewog und in welcher besonderen Weise ich mich der Autobiografie von Benvenuto Cellini als Leitmodell und Inspirationsquelle bediente, möchte ich eines bemerken. Cellini beschreibt, überliefert uns eine Welt, in der das heutige Kommunikationswesen noch nicht existierte, in der noch alles rätselhaft war. Unsere Zeit ist von Fotos und Videos überflutet. Das Erscheinen der Fotografie zwang die gesamte Kunstwelt zum Rückzug, zur teilweisen Aufgabe ihres angestammten Terrains. Ich meine hier die erzählende Kunst. Als der Mensch die Fähigkeit erwarb, das Licht einzufangen, es auf Papier zu drucken und diese Bilder dauerhaft zu bewahren, mussten die Literatur und die realistische Malerei andere Wege erforschen. Was bleibt mir noch zu erzählen, das nicht schon in irgendeinem Spezialarchiv gespeichert oder auf den Seiten irgendeiner Zeitung abgedruckt wäre? Nun das, was ich für meinen alleinigen Gebrauch von Absichten und Schachzügen zurückbehalten habe.

Es ist banal, ja absurd, einen Menschen wie mich anhand seines äußeren Scheins entschlüsseln zu wollen, und noch weitaus schlim-

mer, ihn danach zu beurteilen. Angesichts der Verständnislosigkeit gegenüber meinem Handeln werde ich leicht zur Spottfigur. Die Verunglimpfung ersetzt die gründliche Auseinandersetzung.

Mir bleibt nur das Schreiben, mein letztes Propagandasystem, Propaganda in ihrer wahren Bedeutung, die sie im Lateinischen besaß, von *propagare*, verbreiten; nicht in der verramschten (obzwar bisweilen notwendigen und wirkungsvollen) Bedeutung der Agitprop und ihrer kapitalistischen Version, der Werbung.

Das Kommunikationssystem der Tiere ist untrüglich, denn es beruht auf emotionalem Erkennen, auf sinnlicher Wahrnehmung, nicht auf Wörtern. Wörter dienen gleichermaßen der Wahrheit und der Lüge, doch ein anderes Mittel steht uns nicht zur Verfügung.

Beim Formulieren des Satzes über meinen Vater im Schatten einer Tamarinde, der weiter unten auftaucht und den eigentlichen Anfang des ersten Heftes dieser Memoiren bildet, griff ich intuitiv eine Tatsache auf, die jemand einmal so beschrieb: Wir leben in ewiger Unkenntnis der beiden folgenschwersten Umstände unserer Existenz, unserer Geburt und unseres Todes.

In meinem Alter vermag nur noch eine einzige Erfahrung uneingeschränkte Neugier in mir zu wecken, der Tod. Nichts überrascht mich mehr auf den Meeren, die ich jetzt durchkreuze. Alles, was ich heute bin und schon jetzt für die Zukunft sein werde, ist Geschichte. Einst schüchterte mich dieser Begriff ein, Geschichte war wie eine Verhaltensvorschrift. Dann merkte ich, dass es eine solche nicht gab, dass der beste Wesenszug und Gestalter der Geschichte die Macht ist. Am deutlichsten habe ich das wohl in meiner oft wiederholten Äußerung formuliert, dass Macht dazu da sei, sie zu benutzen, doch welche Bedeutung kann für mich Geschichte haben, an der ich nicht mehr bewusst teilhaben werde. Ich habe gezeigt, dass die Strategie – die von der breiten Mehrheit unterstützte politische Vorgehensweise – zum Scheitern verurteilt ist, dass sich allein die Taktik lohnt. Aber die frühzeitige Kenntnis zahlreicher über mich erschienener Schriften hat sich auf meine lange Arbeit des Schreibens befreiend ausgewirkt. Ich will also mit diesem Buch weder etwas widerlegen noch mich verteidigen, sondern von eigener Hand oder, besser gesagt, aus eigenem Munde meine Fassung der Geschehnisse darlegen, in deren

Mittelpunkt ich stehe und die bislang nur aus fremder, vor allem aber heuchlerischer Sicht bekannt waren. Wie gesagt, es geht nicht darum, mich gegen etwas zu wehren, sondern darum zu verhindern, dass bestimmte außenstehende Personen, die nicht an jenen Geschehnissen teilhatten und mich nicht als deren Initiator anerkennen, diese umschreiben oder umdeuten. Zumindest was die hier erwähnten Ereignisse betrifft, wird fortan von meiner Deutung und meinen Motiven zu reden sein. An Siegen, Triumphen, Orden und applaudierenden Menschenmengen mangelt es mir wahrlich nicht; vielleicht ist kein anderer in der Weltgeschichte so bejubelt, von so vielen Präsidenten und Würdenträgern empfangen worden, ja womöglich konnte kein anderer so viele große Leistungen für sich verbuchen wie ich.

Ich, *ich allein*, habe mehr und fernere Länder erobert als Alexander der Große. Ich habe zwei Imperien getrotzt, die tausendmal mächtiger sind als das alte Rom und Ägypten und alle antiken Reiche zusammen und die der Neuzeit. Und ein halbes Jahrhundert lang machte ich weltweit häufiger Schlagzeilen als irgendein anderer Staatsmann. Mein Namenszug weht auf einer von mir signierten Fahne in der Antarktis (soweit eine Fahne in gefrorenem Zustand überhaupt wehen kann). Inmitten des Gefechtslärms auf den Golan-Höhen, in der Mossamedes-Wüste und in der Sierra de Falcón flogen mir Hurra-Rufe zu. Ein vietnamesisches Bataillon trug meinen Namen im Krieg gegen die Yankees und erhielt den Marschall-Orden der Sowjetunion. Aber.

Aber.

Ich will es hierbei belassen, dieser Text ist keine Nabelschau, sondern ein geistig anspruchsvolles Werk.

Wenn neben der Pflicht, am Ruder des Schiffs zu verbleiben, tatsächlich das Schreiben mein Ende bestimmt, darf ich nicht unserem berühmten Spruch folgen, wonach alles böse endet, denn das ist hier nicht der Fall gewesen.

Schreiben. Wie oft hatte ich diesen Wunsch. Ich wollte sogar meinen Abschied nehmen, um mich dieser Aufgabe zu widmen. Viele gelehrte Persönlichkeiten mussten ihren Hochmut ablegen, um mir zu schreiben. Von Tad Szulck, Herbert Matthews und Anne Gayer bis

hin zu Robert E. Quirk und dem Engländer Hugh Thomas, den Königin Elisabeth II. für sein Buch über meine Revolution zum Ritter schlug. Der Che Guevara erinnerte sich meiner in seiner Todesstunde, und General Arnaldo Ochoa gab vor seiner Hinrichtung das Versprechen, an mich zu denken. Ich indessen halte es anlässlich der Veröffentlichung dieser Seiten für meine Pflicht, meine Erinnerungen einem treuen Soldaten der Kubanischen Revolution zu widmen, dem jungen Artilleristen Eduardo Delgado Delgado, der noch im Todeskampf meinen Vornamen schrieb – Fidel –, mit dem Blut seiner offenen Eingeweide, in die er seinen Finger wie in ein Tintenfass tauchte, nachdem Söldnertruppen am Sonnabend, dem 15. April 1961, unsere Hauptstadt bombardiert hatten, als Auftakt zum Invasionsversuch in der Schweinebucht. Auch geht es nicht darum, bis ins Detail eine umfassende Geschichte zu schreiben, die sowieso bereits in Hunderten, ja Tausenden von Büchern zusammengetragen ist, nicht nur meine Geschichte, auch die der Kubanischen Revolution, was dasselbe ist. Vielmehr will ich mich auf Zeiträume konzentrieren, die kaum bekannt und deshalb wirklich wert sind, dass ich sie hier zur Sprache bringe und neu überdenke, um zu erklären und zu vermitteln, warum ich oft so anmaßend wirkte und mich gelegentlich auch über andere lustig mache. Diejenigen, die ich geliebt habe, habe ich geformt und stark gemacht. Die anderen, das ist wahr, verachte ich. Wenn in der Zukunft irgendein Leser – dem also meine angeblichen oder wahrscheinlichen Manipulationen nichts mehr anhaben können, oder ein heutiger Leser, der an einem Ort lebt, den ich nie kennen lernen werde, was auf dasselbe herauskommt – auf diesen Seiten irgendeine Erklärung findet, die seinen Geschäften oder seinem Werdegang nützlich ist oder ihm dazu dient, seine Handlungen, egal, welche, zu planen und durchzuführen, dann darf er sich zu denen zählen, die meine Achtung verdienen.

Ich habe es immer mit einer Welt von Verzagten und Schwächlingen zu tun gehabt, wie könnte ich mich da von solchen Erscheinungen beeinflussen lassen, die ich selbst erniedrigt habe. Ich habe für höhere Wesen zu schreiben.

Aber lassen Sie mich Ihnen nun die Ereignisse erzählen, die auf jene stürmische Augustnacht im Jahr 1926 folgten, in der ich um

zwei Uhr früh in einem Pfahlbau auf der Plantage Manacas zur Welt kam, und dann jene Erinnerung an meinen Vater. Mein Vater im Schatten der Tamarinde.

### *Im Schatten einer blühenden Tamarinde*

Er saß unter dem Tamarindenbaum und rauchte, während die Frauen die Tiere abhäuteten und die Yuccawurzeln schälten. Der Ärmste. Ich sehe ihn vor mir, wie er unter dem Baumgewölbe, das den ganzen Hof überragte, ein wenig frische Luft schöpft. Ich sehe die kleinen Tamarindenblüten an den Zweigen hervorspriessen. Das Laubwerk taucht das Haus in kühlen Schatten. Die dichte, leuchtend grüne Baumkrone scheint aus der stolzen Höhe von 25 Metern ein eigenes Territorium zu beherrschen, dessen Grenzen ihr wandernder Schatten markiert. Die immergrünen, selbst in der Trockenzeit frischen Blätter. Die verschwenderische Anmut der fünfblättrigen, in Trauben stehenden Blüten, gelb und orange mit roten Streifen, und die violetten Knospen.

Ich lerne, welche enge Gemeinschaft zwischen einem Menschen und einer Umgebung existieren kann. Ich glaube, die erste nachweisbare Erinnerung in meinem Leben ist die an meinen Vater und jene ehrwürdige Tamarinde, die angeblich über hundert Jahre alt war. Alles deutet darauf hin, dass Sommer ist. Die Zuckerrohrernte ist zu Ende, die Brigaden der Erntearbeiter verlassen die Gegend, und die Schornsteine der nahe gelegenen Zuckerfabrik *El Marcané* hören auf zu qualmen. Jetzt fängt die Tamarinde an zu blühen, mein Vater verlässt sein Winterquartier im Dachgeschoss und beginnt seine langen Mittagsruhen zu halten, eine Zigarre in der Hand und die strammen Beine weit von sich gespreizt, unter dem Baum. Es besteht kein Zweifel mehr, dass der Sommer in der ganzen Gegend Einzug gehalten hat, denn die Tamarinde steht in voller Blüte. Die «Hitze» wird diese Jahreszeit hier von den Bauern genannt. Dann, ab Anfang Juli, kommt es zu dem anderen, unweigerlichen Ritual meines Vaters, zumindest soweit meine Erinnerung zurückreicht. Er bringt seine Bewunderung für den hohen Ertrag des Baums zum Ausdruck und

wiederholt unentwegt, wie viel Pfund er diesmal an Früchten geerntet hat.

Die Holzbänke, auf denen sich mein Vater in jenen Jahren auszu-ruhen pflegt, sind um den mächtigen Stamm herum platziert, als wollten sie die vier Himmelsrichtungen bezeichnen. Ganz in der Nähe, links hinter dem Stamm, steht auf vier hohen Zementpfeilern der Wassertank, und noch weiter hinten ragen die schwärzlichen Pfähle aus Caiguaranholz empor, auf denen mein Elternhaus ruht. Ich sagte, ich sehe all das vor mir. Ja, ich sehe ihn vor mir, seine Zigarre, eine *Cazador de Pita*, in der Rechten und den mächtigen Brillanten an derselben Hand, in der er die Zigarre hält, die er nicht ausgehen lässt und von der er den Zigarrenring erst entfernt, wenn die Glut ihm und seinen Lippen zu nahe kommt. Die *Cazador de Pita* war seine Lieblingsmarke, und die *Carreros*, so hießen die Handlungsreisenden, lieferten ihm die Zigarren sackweise bis vor die Tür. Später, als mein Vater seinen kleinen Laden auf der anderen Seite der Landstraße gegenüber unserem Haus eröffnet hatte, gab es Zigarren und alle übrigen Waren dort zu kaufen.

Mein Vater trägt hohe Gummistiefel, und auf seiner Hemdjacke sind ganz blasse Schatten von Kaffeeflecken zu erkennen.

Sehen Sie all das jetzt vor sich? Gut, und diese idyllische, so typisch kubanische Landschaft werde ich eigenhändig dreißig Jahre später zerstören. Kaum zu glauben. Auf allen Ebenen, wo immer im Lande ich ihr begegne, überall werde ich sie zerstören. Aber nicht weil ich sie hasse oder weil ich es mir vorgenommen habe oder weil ich der Meinung bin, dass sie das verdient habe, sondern weil es – zu diesem Glauben werde ich schließlich gelangen – das Schicksal eines Prozesses ist. Ich selbst werde es forcieren und es in zunehmendem Maße nur noch kontrollieren können, indem ich mich der Gewalt anschließe, die ich selbst erzeugt und entfesselt habe. Denn tatsächlich kann ich nicht behaupten, dass es mir, als einem Teil dieser Landschaft, hier jemals schlecht erging. Und an genau diesem Punkt scheitern fast alle Biographien, die über mich geschrieben wurden, wenn sie die Ursachen für die Kubanische Revolution in meiner Kindheit auf Manacas in Birán zu entdecken glauben, als beobachteten sie die Reflexe eines Pawlow'schen Hundes. Auf keinen Fall wol-



*Fidel Castro 1929 in Birán im Alter von drei Jahren*

len sie mir zugestehen, dass die Revolution ein geistiger Prozess war, erstens der Entscheidungen, zweitens des Funktionierens und drittens der Kontrolle. Auch merken sie nicht, dass all diese Mechanismen, die ich in Gang gesetzt oder zumindest in die Wege geleitet

habe, nichts mit einer glücklichen oder unglücklichen Kindheit zu tun haben.

Tatsache ist, dass ich zur damaligen Zeit, in einem Alter von gerade mal fünf Jahren, als mein Vater wie ein Kazike dort unter der Tamarinde sitzt und mir seine dickliche, glänzende Hand mit dem Brillanten entgegenstreckt und «Sohnemann» oder «Gimpel» zu mir sagt, in dieser Landschaft die Welt erblicke. Das ist alles, was ich sehe, und es ist die ganze Welt. Ich halte sie für unverrückbar, ohne dass ich das heute genauer erklären könnte. Eine andere Landschaft gab es nicht, und ich muss gestehen, sie genügte mir. Eine mittelalterliche Landschaft, die nicht mehr zu ändern war, seitdem mein Vater zur Errichtung seiner Zuckerrohrplantage Berghänge aufgerissen und ganze Wälder von Acana-, Majagua-, Mahagoni- und Caiguaran-Bäumen zerstört hatte. Mir ist, als durchwanderte ich diese Landschaft erneut mit meinen eigenen Augen, aber wie in Zeitlupe. Der Eisschrank steht an einer Wand im Schuppen, wo die Kochtöpfe und das Getreide aufbewahrt werden und wo auch der lange Tisch steht, auf dem die älteren Frauen des Hauses (meine Mutter, meine große Schwester Angelita zusammen mit einer der Mägde) den Schweinen die Haut abziehen – *ausziehen*, sagen sie – und wo sie später in einer Ecke die Maismühle aufstellen. Der Tisch hat in der Mitte eine Rinne, so dass das Blut des Tieres abfließen und in einem Zuber aufgefangen werden kann, der auf dem Boden steht. Und da niemand weiß, was der Eisschrank enthält, können wir diese Landschaft weiterhin als mittelalterlich bezeichnen.

Das Haus sieht auf die Landstraße. Die Landstraße führt nach Cueto, eine halbe Stunde zu Pferd, zehn Minuten mit dem Lastwagen. Die Fenster gehen nach Nordosten, in Kuba gehen die Fenster immer nach Nordosten, falls der Baumeister etwas von seinem Handwerk versteht, denn die Spanier entdeckten, dass von dort die Passatwinde wehten. Mein Vater raucht seine Zigarre, hat mich zu sich gerufen und sagt, da ich fünf geworden sei, wolle er mir einen Peso schenken. Und:

«In diesem Jahr hat mir der Kerl 350 Pfund gebracht.»

350 Pfund Tamarindenfrüchte.

Ich frage ihn, aber Vater, warum geben Sie mir nicht fünf. Fünf



Peso. Für jedes Jahr einen. Darauf mein Vater: Bursche, ein Peso sind fünf Peseten. Von wegen fünf Peso. Sie sind noch zu grün, um so verwöhnt zu werden.

Die jüngeren Frauen – meine Schwester Juanita, vielleicht auch Emma und das eine oder andere schwarze Mädchen, Töchter haitianischer Saisonarbeiter, die nach der Zuckerrohrernte noch eine Weile in der Gegend umherstreifen – schälen die Yuccawurzeln vor meinem Vater. Und dort oben in der Küche bereitet jemand den Reis mit Bohnen zu, ich weiß nicht, wer, die Tante, die Großmutter oder eine Magd. Mein kleiner Bruder Raúl ist noch nicht auf der Bühne erschienen. Entweder liegt er in der Wiege, oder er ist noch gar nicht geboren. Das rechne ich später nach.

Ich sage deshalb dort oben in der Küche, weil das Haus auf bis zu sechs Fuß hohen Holzpfeilern errichtet war. Auch die Poststation, die von unserer Haustür aus sichtbar war, und die Schule standen auf Pfählen. Erst Jahre später entdeckte ich den Grund, warum in Kuba auf dem Lande so viele Häuser und öffentliche Gebäude auf Holzpfeilern oder Zementpfeilern gebaut wurden: Man konnte so auf Erdarbeiten verzichten und sparte die hohen Kosten für die Fundamente und den dafür notwendigen Zement. Aber es handelte sich dabei nicht um die Schläue eines geizigen Galiciers, wie sie meinem Vater von bösen Zungen nachgesagt wird, sondern um eine vernünftige Tradition, die ihrer eigenen Logik folgte und bei zahlreichen ländlichen Bauprojekten Anwendung fand. Und tatsächlich wurden all die herrschaftlichen Villen der *United Fruit* in dem so genannten Amerikanerviertel der anderen benachbarten Ortschaft, Banes, auf Zementpfeilern erbaut. Aber keiner beschreibt diese Yankees als ausgemachte Geizhälse. Das Einzige, was Erwähnung findet, sind die Tiere, die unter unserem Haus gezüchtet wurden. Eigentlich gab es da alle möglichen Tiere, die mein Vater beharrlich als «Haustiere» bezeichnete. Zum Inventar gehörten Kühe, Hühner, Schafe, Enten und Truthähne. Keine Schweine. Die waren im Schweinestall untergebracht. Aber mein Vater hatte sich eine Art Rationalisierung des Raums ausgedacht. Er hatte nicht nur das Fundament eingespart, sondern auch gleich noch einen Stall dazugewonnen, indem er einfach längere Pfähle als die üblichen verwendete.

Ich will mit meinem langsamen Augenschwenk fortfahren. Das Schiebefenster der Küche, das auf die der Windrichtung entgegengesetzte Seite hinausgeht, damit die Gerüche und Dämpfe besser abziehen können, wird durch einen Knüppel offen gehalten, um die Abfälle hinauswerfen zu können, die so in mehr als neun Meter Tiefe direkt in einem großen Kübel landen, wo sich ein wässriger Brei aus Speiseresten, der so genannte Schweinetrank, ansammelt, der anschließend an die Säue verfüttert wird. Und die Tamarinde scheint den gesamten Hof zu verschönern. Und es riecht nach frischer, reiner Luft, wenn der Wind weht, und solange er anhält, spürt man nie etwas vom Blutgeruch der Schlachtungen. Und die Blumen hinterlassen einen «stimmungsvollen Duft», wie meine Mutter es nennt, und das sind Dinge, die man nicht vergisst. Dann sind da noch die Tonziegel, die den dicken Tamarindenstamm wie ein Rondell umranden. Sie stammen aus der kleinen Ziegelei in Cueto. Jeder in Kuba hat welche davon, jeder die gleichen, aus demselben Brennofen, von derselben Art, dieselben schweißgebadeten Neger, die Schaufel in der Hand und die herrlichen nackten Oberkörper glänzend wie nach einem Regenguss.

«Von wegen fünf Peso, nichts da», sagt mein Vater.

Dann sieht er mich eindringlich an, und ich bemerke ein verschmitztes Aufblitzen in seinen Augen. Dass es Verschmitztheit ist, weiß ich deshalb, weil sein Blick milder wird und er vorsorglich die Stimme senkt, damit die jungen Frauen, die zwanzig Schritte weiter die Yuccawurzeln schälen, nicht hören, was er mir nun sagen wird. Und für das, was er mir sagt, bin ich noch zu jung, kann es nicht einmal begreifen, doch merke ich, da ist plötzlich eine Tür, und diese Tür kann sich öffnen, und jenseits ihrer Schwelle werde ich auf eine Dimension, eine Möglichkeit stoßen, deren Sinn ich noch nicht zu erfassen vermag, und das spüre ich immerhin so deutlich, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben verwirrt bin und darüber sogar vergesse, dass ich durch einen üblen Trick gerade vier Peso verloren habe.

«Wollen Sie vielleicht schon Geld, um sich mit Frauen einzulassen? Hm? Juckt Ihnen schon das Spätzchen? Dann sagen Sie mir Bescheid, ich suche Ihnen schon irgendein Flittchen, die erledigt das, und für garantiert nicht mehr als vier Peseten.»

Hinten im Hof befindet sich das Kabuff, in dem mein Vater sein RCA-Victor-Radio stehen hat und wo er bisweilen sein Mittagschläfchen hält. Mein Bruder Ramón, der älteste Sohn, hört dort öfter mexikanische Musik, aber mein Vater hat den Apparat nur für die Hörspielreihen, wenn er den Sender reinbekommt.

Hinter dem Schweinestall stehen die Traktoren, Marke Ferguson und Caterpillar.

In den Anekdoten, die man 60 Jahre später über mich erfinden wird, um mich als Produkt einer Banditenfamilie vorzuführen, dringt ein Schwarm empörter Leute von der United Fruit, an ihrer Spitze der Verwalter Hodgkins, bis zu den geparkten Traktoren vor, kratzt die Farbe ab, um die ursprüngliche Lackierung sichtbar zu machen, die an den Tag bringen wird, wer bis gestern Nacht noch der Besitzer war, nämlich Don Hodgkins persönlich, der jetzt mit seinem rettenden, gerechtigkeitsliebenden Taschenmesser drohend vor der Nase meines Vaters herumfuchtelt. Die Plantage Manacas, die er mit eigenen Händen von Gestrüpp befreite und die ihm in seinem ganzen Leben nur drei luxuriöse Dinge einbrachte, eine Stromleitung, die man ihm ins Haus legte, eine gesicherte Tabakversorgung – seine *Cazadores de Pita* – und der Brillant an seinem rechten Ringfinger, muss als Stoff für die Lügen meiner Biografen herhalten, und da sie keine Möglichkeit haben, den Lebensweg eines Jungen bereits von seiner Kindheit an zu beschmutzen, vergreifen sie sich an einem Manne, der nur für seine Arbeit gelebt hat. Armer Kerl. Wenn wir im Familienkreise an Hodgkins zurückdenken – die Gelegenheiten für solche Erinnerungstreffen sind rar –, sehen wir einen Zechkumpanen vor uns, der sich an den Cognacvorräten Biráns gütlich tat und mit dem mein Vater am Ende jedes Mal in einen Streit über die Versenkung des Kreuzers *Maine* geriet. Mein Vater war zunächst als Soldat nach Kuba gekommen und glaubte deshalb die Amerikaner bezichtigen zu müssen, damals ihr eigenes Schiff versenkt zu haben, um Spanien den Krieg erklären zu können. Hodgkins vertrat natürlich die gegenteilige Meinung. In jenen Sitzungen aus Cognac und *Maine* schienen sich die beiden Länder erneut den Krieg zu erklären. Mein Vater hielt eine alte Fotografie mit dem Wrack der *Maine* in der Bucht von Havanna in die Höhe – oder war es eine Postkarte? –, die er

für diese Anlässe in der Abstellkammer neben dem Esszimmer in Reichweite aufbewahrte, und erklärte in unverhohlenen spöttischem Ton, den ich sonst nie bei ihm hörte: «Sie werden doch nicht abstreiten wollen, mein lieber *Joquins*, dass, wer auch immer diesen Sprengstoff legte, ob einer der Ihren oder einer der Unsrigen, dass dieser jemand sehr wohl wusste, was er da ausheckte. Also das nenne ich ein Schiff absichtlich versenken. Sehen Sie sich das an, mein Gott! Auf solche Weise versenkt zu werden!» Auch wenn mein Vater danach – daran erinnere ich mich genau –, während Hodgkins sich wandkend zu seinem Wagen zurückbegab, meinem Bruder Ramón gegenüber die Bemerkung machte: «Die nehmen mich immer noch nicht ernst.» Wie leicht war es, diesen Amerikanern Land wegzunehmen, indem man einfach die Zäune verrückte. Aber diese Geschichte kann niemand belegen. Seine nahezu 800 Hektar auf Kosten der United Fruit zu vergrößern, indem er die Grenzen verschob, und auch noch nachts, das übersteigt nun wirklich mein Vorstellungsvermögen. Obgleich in letzter Instanz und aus meiner Sicht die Legende eines Rekruten der spanischen Armee, der für sie im Nachhinein den Krieg gewinnt, durchaus etwas Ehrenwertes hat. Das Schweinefleisch können Sie selber essen, schreit er den Frauen zu, all denen, die um uns sind, denen in der Küche, denen, die mit den Yuccawurzeln beschäftigt sind, denen, die das Tier zerlegen. Ich will weiße Bohnen!

«Haben Sie gehört? Sie Frauenzimmer! Das Schweinefleisch können Sie selber essen, ich will weiße Bohnen!»

Oben im Haus die Möbel, klobig, aus Holz und Leder, groß und stabil, und die Toilette hinten im Hof und die Schüsseln unterm Bett, um nachts die Blase zu leeren, und deren Inhalt man einfach aus dem Fenster kippt. Und der Eiswagen kommt vorbei, von einem Maultier gezogen, Don Hildemaro mit seinem Eiswagen, und immer liegt irgendwo ein zerbrochenes Rad von einem Karren herum, und immer fängt einer der Männer aus der Familie an, Rabatz zu machen, wenn er zu viel getrunken hat.

Sonntag, 16. August 1931. Meine Geburtstagsfeier findet drei Tage später statt, damit sie nicht auf einen Arbeitstag fällt. Das nennt man ein Sommernachtsfest, sagt mein Vater und legt mir seine schwere Hand auf den Kopf. Ich nehme es als zärtliche Liebkosung an. Die-